



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Sprach- und Stammesgenossen, die Siebenbürger Sachsen sind, die sich der Abweisung aussetzen, sondern — die „Romänen“ (so!) Siebenbürgens. Der Deutsche gehört zwar, wie Einsichtige glauben, der einflussreichsten und unentbehrlichsten Kultur- nation an, er hat auch dort im Auslande seine Sitten, seinen reformirten Glauben, seine köstliche niederdeutsche Sprache, seine ehrwürdige altdeutsche Stammesverfassung mit dem „Gräf“ an der Spitze jahrhundertlang bewahrt. Aber er opfert alles ruhig und ohne zu mucken den verheißungsvollen Ansätzen zum „ungarischen Globus,“ wie seine mehr oder minder nationalen Genossen in Pest, die Herren Myller, Ferencz, Szoulzkarol, Schwarz, Szigmond und Konforten. Er läßt den Herrn Obergespan über sich walten, sich in Komitate zerschneiden, lernt „achtzehn Stunden wöchentlich“ pflichtgetreu eine „völlig fremd klingende Sprache,“ um darin einmal vor der ungarischen Kommission das juristische (oder vielmehr juridische), medizinische, theologische Staatsexamen machen zu können. Als Lehrer muß er von Haus aus wissen, was z. B. sinus und cosinus auf magyarisch heiße u. s. w. Will sich jemand regen, so mag es der „Romäne“ thun. Der Deutsche bewährt nach altem Herkommen seine nationale Kraft im Kampfe mit sich selbst, auf die da draußen achtet er immer erst — wenns zu spät ist! Nicht einmal den feinen, in unsrer Schrift angedeuteten Zug hat er, „in passiver Abstinenz zu beharren gegenüber dem Reichstag in Budapest,“ wie die Romänen, oder (im Hinblick auf die baltischen Provinzen sei es hinzugefügt) gegenüber dem Zar in Petersburg, wie die Polen, oder —. Aber wir wollen nicht fortfahren in der Aufzählung unsrer nationalen Verluste im Auslande. Wir fänden kein Ende!



## Litteratur

Die Moral als Waffe im Kampfe ums Dasein von Dr. Sigmund Exner. Wien, Tempstky

Dieser Vortrag, in der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Wien am 30. Mai d. J. gehalten, hebt zunächst mit Befriedigung die Wiederver- annäherung zwischen Philosophie und Naturwissenschaft oder, genauer gesagt, zwischen Psychologie und Physiologie des Gehirns hervor. Daß die Entfremdung zwischen beiden Wissenszweigen, die so sehr darauf angewiesen sind, gemeinsam zu arbeiten, im Schwinden begriffen ist, ist allerdings eine erfreuliche Thatsache, und die vor- liegende Arbeit ist schon dadurch doppelt erfreulich, daß der Verfasser nicht, wie manche Naturforscher, glaubt, die Philosophie einfach meistern zu dürfen. Er sucht wirkliche Verständigung und bemüht sich, vom Standpunkte seiner Wissenschaft aus Entstehen und Wesen der Sittengesetze zu begründen. Unter stetem Hinweis auf verwandte Erscheinungen im tierischen Leben findet er, daß der Mensch seine so- zialen Empfindungen und somit auch seine Ansichten über gut und böse teils durch Naturanlage teils durch Vererbung besitzt, aber erst durch die Erziehung, im weitesten Sinne dieses Wortes, wirklich erwirbt, ferner daß die Moral den Zweck hat, das Individuum, die unmittelbare Nachkommenschaft und die Gemein-

schaft, in der es lebt, zu schützen. Hier nun wird einerseits betont, daß wir Handlungen, die wir gegen Angehörige derselben Gemeinschaft (Stamm, Nation, Staat u. s. w.) begangen, als unsittlich verurteilen, gegenüber Angehörigen einer andern „Sozietät“ billigen können; andererseits, daß der moralische Instinkt der Völker des klassischen Altertums von dem unsrigen wesentlich verschieden war. Der Verfasser wählt zum Beweise dafür das Beispiel der Ödipusfrage und zeigt, daß die Griechen den Untergang des Ödipus und seines ganzen Geschlechts als verdient ansahen, weil er, obwohl unbewußt, Thaten begangen hatte, die der Sozietät, die der Familie schaden müssen. Sie „verabscheuten die unsittliche Handlung als solche und kümmerten sich nicht um die Vorgänge im Gehirn des handelnden Subjektes. Die Sünden der Väter rächen sich an den Kindern, das ist eine Naturerscheinung des sozialen Lebens, und dieser hat die antike Moral Rechnung getragen. Auch in der Bibel wird die Strafe an Kindern und Kindeskindern mit der Allgüte Gottes vereinbar gefunden; das Kindeskind muß sein Schicksal ertragen; maßgebend für dasselbe ist seine Stellung in der Sozietät, in der Familie, nicht sein persönliches Denken und Fühlen.“ Diesem ungetriebenen moralischen Instinkt der alten Völker giebt Gyner unmerkbar, im Interesse der Erhaltung der Art, den Vorzug vor dem Grundsatz der modernen Kultur, der „das Individuum gegen die Härte der die Sozietät beherrschenden Naturgesetze in Schutz nahm, den persönlichen Gedanken und Gefühlen Gewicht verlieh und das handelnde Subjekt aus seiner verschwindenden Kleinheit in der Gesamtheit der Sozietät zu einer selbständigen Stellung emporhob.“ Daß eine solche Auffassung heutzutage vielfachen Widerspruch hervorrufen wird, ist nicht zu bezweifeln; und in seiner Allgemeinheit wird sich der Satz auch anfechten lassen. Doch ist es dem Verfasser, wenn er das auch nicht ausdrücklich ausspricht, wesentlich um die Rechtfertigung dessen zu thun, was wir sonst gesunden nationalen Egoismus nennen. Dafür zeugt schon seine Beziehung auf den Engländer Greg, der den sozialen Kampf zwischen dem „sorglosen, schmutzigen, nicht höher hinaus wollenden,“ sich stark vermehrenden Irländern und dem „frugalen, vorsichtigen, sich selbst achtenden, ehrgeizigen, in seiner Moralität strengen, in seinem Glauben durchgeistigten und in seinem Wissen disziplinierten“ Schotten veranschaulicht. Und unter all den Anwendungen, die der allgemeine Satz finden kann, ist gewiß diese von der höchsten Wichtigkeit; von höchster Wichtigkeit auch, daß gerade ein Naturforscher, und zwar ein deutscher Naturforscher, die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt lenkt. Denn kein zweites Volk leidet so sehr an der in das internationale politische Leben übertragenen und eigenfönnig festgehaltenen schwächlichen Humanität. Die Lehren des philosophischen Jahrhunderts, die von andern Nationen immer nur, soweit es ihnen paßt, befolgt werden, haben bei uns namenlose Verwirrung angerichtet. Man erinnere sich nur, wie sich der deutsche Liberalismus verpflichtet glaubte, die deutschen Soldaten, die bei Leipzig den erzwungenen Dienst im Heere Napoleons verließen, wegen ihres Bruches des Fahnenreides nach Jahrzehnten noch zu schmähen. An die zahllosen Beispiele aus neuester Zeit brauchen wir kaum zu erinnern. Zielen aber Polen, Ungarn, Italiener von ihrem Landesherren ab, so war das eher zu rühmen als zu tadeln! Haben doch heute noch Demokraten und Sozialdemokraten, darunter solche, die die Ehre genießen, in der Vertretung des deutschen Volkes zu sitzen, die Stirn, mit den revanchelustigen Franzosen zu liebäugeln. Phantastereien, die ein Jahrhundert lang noble Passion der Gebildeten waren, sind nun in den Köpfen der Masse verbreitet, und man darf sich nicht wundern, daß sich der Handwerksgefelle auf seine Aufklärung etwas zu gute thut, wenn er das Nationalgefühl als alten Plunder

behandelt. Vielleicht dient die Schrift eines Physiologen dazu, manchem eine wirkliche Aufklärung zu verschaffen, für die er nicht zugänglich sein würde, wenn sie von anderer Seite käme.

Krieg, Friede und Erziehung. Leipzig, Kengerische Buchhandlung, 1891

Ein aus warmer Begeisterung und tiefer, klarer Ueberzeugung heraus frisch und packend geschriebenes Büchlein! Der Verfasser weist die Unvernunft der Friedensschwärmerei auf naturphilosophischem Wege nach, indem er Krieg und Frieden als polare Gegensätze charakterisirt, von denen jeder den andern nach eingetretener Differenzirung immer stärker hervortreibt, sodaß keiner ohne den andern gedacht werden kann, und der vollkommene Friede im Innern des modernen Großstaats die höchste Vollendung der kriegerischen Abwehr gegen den äußern Feind zur Voraussetzung hat, während bei unvollkommener Differenzirung, wie im Mittelalter, Krieg und Friede beständig ineinander fließen. Sehr richtig bezeichnet der Verfasser als den Hauptgegenstand des Krieges den Besitz der Nahrungsmittel und als seinen Hauptzweck die fortwährende Vernichtung der untüchtigeren Völker durch die tüchtigeren, die Vernichtung der Lüge, indem der Fortbestand daseins unwürdiger Personen und Zustände eine thatsächliche Lüge ist. Mit scharfem Spott fertigt er die Träume der Chemiker von der zukünftigen Herstellung der Nahrungsmittel auf künstlichem Wege als das „Paninkeltum“ (von panis) ab, dem wohl bald das „Homunkeltum“ folgen werde, und nachdrücklich hebt er hervor, daß das von der Industrie, der großen Friedensmacht, erzeugte Hungerelend weit schlimmer sei als das Kriegselend, wie ja auch der Hungertod qualvoller ist als der Tod auf dem Schlachtfelde. In folgendem Satze begrüßen wir einen unsrer eignen Grundgedanken: „Der Krieg ist es, der die Völker zwingt, den untern Schichten ein menschenwürdiges Dasein zu bereiten, denn die untern, breiten Schichten stellen als Hauptmasse auch die Hauptzahl der Kämpfer, und Völker, die dem nicht Rechnung tragen, kommen im Kriege zu Schaden.“ So ist es. Im modernen Industriefstaat besitzt die Humanität fast nur noch einen Vertreter, der wirklich etwas vermag, den Kriegsminister, und die Hauptgegner, die er zu überwinden hat, sitzen in jenen Bourgeoiskreisen, deren Organe zu allen Zeiten, wo nicht gerade Polizei- und Strafrichter gegen unbotmäßige Arbeiter aufzurufen sind, von Humanität triesen.

Um nun die unvermeidliche Last des Kriegsdienstes dem Volke möglichst zu erleichtern, sie möglichst gleichmäßig und gerecht auf die Schultern aller zu verteilen und die Schädigungen des Wirtschaftslebens, die sie zur Folge hat, auf das geringste Maß zurückzuführen, schlägt der Verfasser einen Reformplan vor, auf dessen Prüfung wir uns wegen mangelnder Sachkenntnis nicht einlassen können, der aber der Erwägung der militärischen Kreise dringend zu empfehlen ist. Als Hauptgrundsatz tritt daraus hervor, daß die Länge der Dienstzeit ganz allein von der Rücksicht auf den Zweck des Dienstes abhängen soll, daß daher, wer in einem Jahre durchgebildet ist, ohne Rücksicht auf Person und Stand auch wirklich nur ein Jahr dienen dürfe, während der Unfähigere, wiederum ohne Rücksicht auf Stand und Person — die „Berechtigung“ zum einjährigen Dienst wäre abzuschaffen —, je nach seinen Leistungen zwei oder drei Jahre dienen müsse. Zur Kürzung der Dienstzeit werde es beitragen, wenn sich die Jünglinge die militärischen Eigenschaften und Fertigkeiten möglichst schon vorher aneigneten. „Diese Aneignung wird in das Belieben eines jeden gestellt. Die Einrichtungen dafür

trifft der Staat, die Kosten dafür tragen bis auf weiteres die Benutzer.“ Gemäß dem Zweck der Erziehung, die Bürger für Krieg und Frieden tüchtig zu machen, soll das Unterrichtswesen umgestaltet, der klassische Fopf endlich einmal abgeschnitten werden. Eine einheitliche Weltanschauung als Grundlage der Bildung aller Staatsbürger habe ehemals die christliche Kirche dargeboten. Durch ihre Spaltung jedoch, die täglich zu immer weiterer Zerklüftung führe, habe sie sich unfähig gemacht, das Volk zu einigen. Dem Staate bleibe unter diesen Umständen als einigendes Gedankenband nur „der Kausalitätsgedanke und die auf diesem beruhende neue Wissenschaft.“ Auf eine Auseinandersetzung mit dem Verfasser über diesen Punkt können wir nicht eingehen, weil sie zu weit führen würde. Auch auf das boden- und uferlose Meer des Schulstreits lassen wir uns diesmal nicht verlocken. Den Kulturwert des griechisch-römischen Altertums erkennt der Verfasser übrigens an, wie wir unsererseits die Verheerungen nicht bestreiten, die die Philologie unter dem unberechtigten Namen der klassischen Bildung anrichtet. Aber der Verfasser übertreibt. Wichtig ist, daß man in gewissen Kreisen immer dümmter wird. Auf die Weltgeschichte von hinten folgen Examenfragen über das Invalidengesetz, nach den Namen der Söhne unsers Kaisers, und welcher davon die schönsten Augen habe, und nach militärtechnischen Dingen aus der Kriegsgeschichte in einer — Lehrerinnenprüfung. Aber griechisch-römische Reinkulturen dürften es nicht sein, aus denen der Dummheitsbazillus hervorkriecht. Gegen Charakterlosigkeit schützt keine Naturwissenschaft und kein Studium der Kausalität.

Des Verfassers Sprache ist nicht weniger schneidig als seine Weltansicht. Manche Wendungen sind reizend in ihrer drastischen Kürze, z. B. wenn er sagt: „wobei jedoch der Wirtschaftswert der eigentlichen Jugendzeit fast (Gänsejunge) oder gänzlich (Gymnasiaft) Null ist.“ Von seinen schneidigen neuen Wortbildungen dürfte namentlich die „Inbenutzungnahme“ in einer gewissen „diesbezüglich“ maßgebenden Stelle das Bedenken erregen, ob eine nach des Verfassers Grundsätzen eingerichtete Schule die deutsche Jugend in jeder Hinsicht zum Heile führen werde. Sachlichkeit und Formvollendung „differenzieren“ sich eben auch gern ein bißchen von einander. Solche kleine Mängel halten uns natürlich nicht ab, der Schrift die weiteste Verbreitung und nachhaltige Beachtung zu wünschen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig